

www.e-rara.ch

Deutsches Lesebuch für Sekundarschulen

Gadient, Veit

Luzern, 1918

Stiftung Pestalozzianum

Shelf Mark: LA 1272

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90160>

In Sorge und Not.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Die Not.

J. Gotthelf.

In eines jeden Weibes Herzen ruht ein Kummer. Vor etwas Drohendem aus der verhüllten Zukunft her beben die armen Weiber, reiche und arme, und manche Freude vertreibt dieser Kummer und oft den lieben Schlaf von den lieben Augen. Dieser Kummer ist nicht der eine und gleiche in allen weiblichen Herzen; er wechselt mit den Jahren, er wechselt mit den Ständen, er wechselt mit den erhaltenen Gaben: einen andern Kummer hat das Herz, das in unschönem Körper wohnt, und einen andern das, welches Schönheit umstrahlt. Auf gleiche Weise hat jedes Volk seinen Kummer; es sieht ein Schwert über seinem Haupte hangen; an dünnem Faden scheint die scharfe Klinge zu schweben, jeder Windeshauch sie herabzustürzen. Ein solches Schwert sah jedes Volk zu jeder Zeit; durchgeht jetzt die Völker alle, ihr werdet jedem Volke bezeichnen können den Kummer, der sein Herz ihm schwillt. So hat aber auch jede Zeit ihren Kummer, den sie Völkern, die in Verbindung leben, in gemeinsamen Zuständen auf die Herzen legt.

Es war eine Zeit, wo der Kummer vor dem Türk und vor der Pestilenz wechselte bei den christlichen Völkern, wo man in allen christlichen Kirchen Gott um Hilfe bat gegen den Türk und gegen die Pest. Der Kummer vor dem Türk ist verschwunden: Der Türk sitzt in stumpfer Ergebung vor seinem Kaffeehaus; aus seinen ernstesten Zügen aber spricht Kummer vor dem Christ, der übermächtig ihn umdrängt, überwacht, wie ein Herr den Knecht. An die Stelle der Pestilenz ist die Cholera getreten, welche durch die Weltteile zieht wie ein grauenhaftes, todbringendes Geheimnis; an die Stelle des Türken möchten die Politiker den Russen setzen; sie irren sich. Ein unnatürlich geschwollener Leib birgt gewöhnlich eine böse innerliche Krankheit, erzeugt geschwollene Beine und dann geht die ganze Maschine kaput. Nein unser heutiger Türk, gegen den man in allen

Kirchen Gott um Hilfe bitten sollte, der sitzt bereits mitten unter uns. Nicht in dieser oder jener Stadt ist er, nicht an dieser oder jener Grenze steht er: alle Städte füllet er, über alle Grenzen ist er gezogen, über alle Länder hat er sich verbreitet. Und dieser neue Feind ist die Armut, welche über einen großen Teil der Menschheit sich gelagert hat und langsam und schauerlich ihre abgezehrten Arme weit und immer weiter ausbreitet, um auch den Rest derselben an die vertrocknete Brust zu drücken.

Und müssen wir denn alle liegen an dieser kalten, harten Brust, müssen unsre Kinder oder Kindeskinde an ihr geboren werden, sterben an ihr; sie ist die fürchterliche Geißel Gottes, die über den Menschen geschwungen ward, als ihr Jagen nach irdischem Gut am höchsten stieg; sie ist es, die vorangeht dem Ende der Welt, als die Lust der Welt alle Herzen überwachsen hatte.

Nicht jeder Kummer geht in Erfüllung, nicht jede drohende Gefahr bricht herein: Feinde hat des Menschen Schwert über die Grenzen gejagt, Feinde hat Gottes Hand gebannt, versenkt. Der Feind brach am Glaubensmut des Christen seine Macht, zertrümmerte an den Mauern Wiens seine Kräfte; gegen die Cholera schwang der Mensch allerlei Tücher, Bündel mit Kamillen und anderem Tee, und Gott lenkte ihre Schritte, brach ihre Wut, schonte der Menschen. So zieht es den Menschen, mit Gottvertrauen sich gegen Kummer und Gefahren zu wappnen und mit allen ihm von Gott gegebenen Mitteln gegen den Feind zu Felde zu ziehen: das Ende des Kampfes bestimmt Gott; der Sieg wird, wem Gott ihn gibt. Wer fragen sollte: ob wohl dieser neue Feind siegen, der Kummer über ihm in Erfüllung gehen werde, dem gehört die Antwort, daß das Ende zu wissen, dem Menschen nicht gegeben sei, wohl aber mit allen Kräften sich mit dem Feinde zu messen, die Gefahr ins Auge zu fassen und ihr mutig zu stehen; denn einzig der Mutige darf hoffen auf den Sieg; ihm allein segnet Gott den Kampf, wenn er kämpft um die gute Sache.

So geziemt es sich auch uns, dem Feinde zu stehen, ihn zu messen und dann nach Waffen zu suchen und sie mutig zu versuchen, Gott getrost den Erfolg unserer Anstrengungen überlassend, nie vergebend, daß der Hilfe Gottes die Anstrengung der eigenen Kräfte vorangehen muß.



Das goldene Amen.

J. Sturm.

Es las ein Bäuerlein im Bibelbuch
Und buchstabiert zusammen sich den Spruch:
„Wer solch ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
der nimmt mich auf.“ Da pocht es an, da kamen,
von Frost geschüttelt und mit bleichen Wangen,
zwei arme Kindlein still verschämt gegangen
und flehten: „Ach, erbarmt Euch unsrer Not
und gebt uns nur ein kleines Stückchen Brot.
Wir pochten heut schon an so manche Pforte,
doch hörten wir nur überall die Worte:
„Die Not ist groß, wir kommen selbst nicht aus;
wir haben kaum für uns noch Brot im Haus.“
Da sprach das Bäuerlein: „Ach, lieber Gott,
ich habe auch nur noch ein kleines Brot,
und das muß für die ganze Woche langen.“
Da sah es Tränen auf den bleichen Wangen
der Kinder, nahm das Brötchen aus dem Schrein
und teilt es heiter in drei Stücke ein,
für jedes Kindlein eines, für sich das dritte,
und segnete das Brot nach frommer Sitte
und sprach: „Nun, liebe Kinder, esset satt
an dem, was uns der Herr bescheret hat.“
Da fiel sein Auge auf das Bibelbuch,
und sieh es glänzte nach des Herren Spruch:
„Wer solch ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
der nimmt mich auf,“ ein großes goldnes Amen.

Fürbitte.

S. Ringg.

Gedenke, daß du Schuldner bist
der Armen, die nichts haben,
und deren Recht gleich deinem ist
an allen Erdengaben.
Wenn jemals noch zu dir des Lebens
gesegnet goldne Ströme gehn,
laß nicht auf deinen Tisch vergebens
den Hungrigen durchs Fenster sehn;
verscheuche nicht die wilde Taube,
laß hinter dir noch Aehren stehn,
und nimm dem Weinstock nicht die letzte Traube!

Huslüt.

Zyböri.

Die ärmste Huslüt, säb isch woher,
die hend bi mier der Schlys.
Si wohnid iekt scho sibe Johr
und zahle nie kei Zys.

Das Mändli schaffet nie ke Streich,
god do und det a d'Fäst.
Sis Wybli hocket warm und weich
derheime i sim Näst.

Der ganze Tag isch „table d'hôte“
gid 's Mümpfli fyn und zart;
i will au g'seh, we lang es god,
wenn öbber so dri fahrt.

Aer treid e feine schwarze Frack
Johr us, Johr y am Eyb,
hed nie kei Rappe Gäld im Sack,
so wenig as sis Wyb.

Do huse ned die g'ringste Spur,
und chunt de d'Winterszyt —
so gönd's as Meer und machid Kur,
grad wie di ryche Lüt.

Gar mängem miech das grüsli schwär,
hätt er die Part im Huus.

Wenn's ned es — Schwalbepäärli wär,
Bimeich, i jagdis uus!



D'r Vergelima.

W. Müller.

Ich bin en arme Vergelima,
Di-ri, ra-ra di-ri ra-ra!
Und strecke de Huet a d'Hüser ue
und heusche und nicke und säge dezue:
Es Almuese bitti: di-ri, ra-ra,
es Almuese für d'r Vergelima!

Vergälts Gott im Himmel, barmherzigi Lüt,
i ha nur mys Liedli und suscht hani nüd;
so zieh-ni dur's Läbe johri und johrus
und spile mys Liedli und sing' vorem Hus:
Es Almuese bitte: di-ri, ra-ra,
es Almuese für d'r Vergelima!

Und zeig'dr si nümme, de ischter halt tod,
de brucht er keis Gald meh und au e keis Brod,
si Musig tönt nümme, sys Liedli ischt us,
er lyd ufem Chilhof im hölzige Hus:
drum gänd iez no öpis im Vergelima,
so lange-er no chund, mit siym: di-ri, ra-ra!

Die Blume.

A. Wibbelt.

Ich sah einmal ein kleines Mädchen, ein blaßes Großstadtkind,
das einen Blumenstock sorglich in den Hof hinausstrug, in eine sonnige
Ecke zwischen den hohen Mietskasernen. Es war eine kümmerliche
Pflanze, die in dem armseligen Tonscherben ihr Leben fristete, und
das Kind kauerte geduldig daneben und betrachtete sie mit mütterlichen
Augen. Ich fragte, was sie mit der Blume wolle. Die Kleine hob
das schmale Gesicht, schaute mich ernsthaft an und sagte: „Ich trage
sie oft heraus — wir haben zu Hause keine Sonne.“

Starkmut.

Fr. W. Weber

Du lebst: sei dankbar, froh und flug,
und wenn drei bösen Tagen
ein guter folgt, sei stark genug,
sie alle vier zu tragen.

Des kranken Kindes Freude.

Ch. Andersen.

In der engen Straße einer großen Stadt, in einem niedrigen Keller, wohnte einmal ein armer kranker Knabe, der war von seiner ersten Kindheit an immer bettlägerig gewesen. Wenn er einmal recht gesund war, so konnte er in dem kleinen Zimmer auf seinen Krücken ein paarmal auf- und abgehen, und das war alles. — Einige Tage im Sommer fielen die Strahlen der Sonne eine halbe Stunde lang auf die kleinen Kellerfenster. Wenn dann der Knabe da saß und sich von der warmen Sonne bescheinen ließ, und durch seine kleinen feinen Finger das Blut sah, — dann hieß es: „Ja, heute ist er draußen gewesen!“ Er kannte den Wald in seinem wunderschönen Frühlingsgrün nur dadurch, daß des Nachbarn Sohn ihm den ersten Buchenzweig brachte; und den hielt er dann über seinen Kopf und träumte, er sei unter Buchen, wie die Sonne schien und die Vögel sangen.

Eines Frühlingstages brachte des Nachbarn Sohn ihm auch Feldblumen, und unter diesen war zufällig eine mit einer Wurzel. Die wurde daher in einen Blumentopf gepflanzt und ans Fenster gestellt, dicht neben das Bett. — Und die Blume war mit einer glücklichen Hand gepflanzt. Sie nahm zu, trieb neue Schosse und hatte jedes Jahr ihre Blumen. Sie wurde für den kranken Knaben der schönste Garten, sein kleiner Schatz auf dieser Erde. Er begoß und pflegte sie und sorgte dafür, daß sie jeden Sonnenstrahl bekam bis auf den allerletzten, der an dem niedrigen Fenster vorbeiglitt; und die Blume selbst wuchs in seine Träume hinein mit ihren Farben und mit ihrem Dufte. — Gegen sie wandte er sich im Sterben, als ihn der liebe Gott zu sich rief. Ein Jahr ist er jetzt bei Gott, ein Jahr hat die Blume verwelkt und vergessen am Fenster gestanden; und nun ist sie bei einem Umzuge mit dem Kehricht auf die Straße geworfen.

Diese Blume hat mehr erfreut, als die schönste Blume im Garten einer Königin.

Die Postkarte.

S. Scharrelmann.

Draußen ist schlechtes Wetter. Es regnet und schneit auch wohl dazwischen und stürmt.

Die Mutter sitzt mit dem Strickstrumpf in der Sofaecke. Die Katze liegt vor dem Ofen. Ach, wie gemütlich könnte es sein, wenn nur die Sorge nicht wäre: Die schwere, entsetzliche Sorge um Fris.

Der ist schon zehn Monate fort auf der See. Seit sechs Wochen ist keine Nachricht gekommen, und es hätte ganz gut eine kommen können. Nun sitzt die Mutter und sorgt sich. Und wenn ein neuer Windstoß den Schornstein hinauf und hinunter fegt, denkt sie an Sturmgebraus auf wogender See. Wenn die schweren Regentropfen an die Scheiben prasseln, packt die Sorge ihr Herz. Dann sieht sie ihn stehen auf der hohen, schmalen Kommandobrücke in finsterner Nacht; dann sieht sie haushohe Wellen mit dem Schiffe Fangball spielen.

So sitzt die Mutter trüben Auges und sorgt und grämt sich. —

Während dessen steht am Postschreibpult einer englischen Hafenstadt ein Matrose und schreibt eine Karte: „Liebe Mutter! Soeben sind wir glücklich nach langer stürmischer Fahrt hier angekommen. So Gott will, bin ich morgen bei Dir. Mit tausend Grüßen

Dein Fritz.“



Die Boten des Todes.

Brüder Grimm.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der großen Landstraße. Da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt! Keinen Schritt weiter!“ — „Was,“ sprach der Riese, „du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, daß du so feck reden darfst?“ „Ich bin der Tod,“ erwiderte der andere, „mir widersteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen.“ Der Riese aber weigerte sich und fing an, mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf; zuletzt behielt der Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einem Steine zusammensank. Der Riese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden,“ sprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf der Welt, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben, nebeneinander zu stehen.“

Indem kam ein junger Mensch des Weges, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den halb Ohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete, bis

er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch,“ fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?“ — „Nein,“ antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin der Tod,“ sprach er, „ich verschone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir, daß ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole.“ — „Wohlan,“ sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin.“

Dann zog er weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus, bald kamen Krankheit und Schmerzen, die ihn bei Tage plagten und ihm nachts die Ruhe wegnahmen. „Sterben werde ich nicht,“ sprach er zu sich selbst, „denn der Tod sendet erst seine Boten, ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber.“ Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an, in Freuden zu leben.

Da klopfte ihm eines Tages jemand auf die Schulter; er blickte sich um, und der Tod stand hinter ihm und sprach: „Folge mir, die Stunde deines Abschiedes von der Welt ist gekommen!“ — „Wie,“ antwortete der Mensch, „willst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, daß du mir, bevor du kämst, deine Boten senden wolltest? Ich habe keinen gesehen.“ — „Schweig,“ erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? Kam nicht das Fieber, stieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Sicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Ueber das alles, hat nicht mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? Lagst du nicht in der Nacht, als wärst du schon gestorben?“ Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Schicksal und ging mit dem Tode fort.

De totnig Hanseli.

Rämmert vom Möslü.

De Pfarer und de Rotscherr sind mitenand i de Stube-n inne gfi. De Rotscherr ist am runde Tisch gässe und hed lut gjommeret. Eis Mol über's ander hed er gseid: „Setz ha-n i nümi uf de Wält, i wett i wär au tod.“ De ist er alle mit de Fingere dur's Hoor

gfahre, oder hed d'Händ vor d'Augen gha, und 's Wasser ist em über d'Bagge-n abe glosse. De Pfarer god ume-n und äne, stohd öppe wieder vorem Rotscherr zue still und seid: „De münd's au nid so schwär näh.“

Aber dä lod si nüüd lo brichte, de Pfarer cha-n em zuerede, wi-n er wil, de seid zu allem nur: „So, wenn Ihr wüßtid, wie lieb mer mi Hanseli gfi ist!“

„Luegid,“ redt de Pfarer witer, „euse Herrget hed's so welle, und was dä wil, ist alles guet.“ — „Euse Herrget!“ macht de Rotscherr und schießt uuf; „wenn's dä guet mit eim meinti, so hätt er mir mi Hanseli gloh.“

's hed de Pfarer rächt verschreckt, wo-n er das ghört hed; de stohd ganz nooch zum Rotscherr zue, luegt e so a und seid: „Wüßed Er au, was Er ies gseid hend? Hend Er's nid im Ranisi glehrt und i de Chile ghört, wie ne groözi Sünd as's ist, wemm mer gäge Herrgett murret?“

„Setz höred mer, Herr Pfarer,“ macht de Rotscherr, „chömid mit, i wil Ech öppis zeige, und redid de witer.“

Si gönd mit enand hinde-n use. D'Sunne ist scho hindere Bärg abe gfi und näbem Chileturm dure hed mer de Obestärn gseh schyne. „Luegid iezze, Herr Pfarer, do ist mi Hanseli am Obe, vor öb f mer e tod hei b'brunge hend, no gsund und chärsch dri ume gsprunge. Det äne ufem Matteli hed er Stärneblueme gwunne, und do hed er underm Flumebaum es Huus b'bouet. Ich bi ufem Löbli obe gstande, ha-n em zuegluegt und ha ghört, wi-n er zue-n em sälber gseid hed: ‚Setz bou i es prächtigs Schloß und bi ne ryche Grof, und iez mueß mi Vater bi mer im Schloß si und mueß 's guet ha all Tag.‘ Wo-n i das ghört ha, ha-n i bi mer d'dänkt: Gwiß und äigeli, 's hed ke Rüng a sim ganze Land so vil Fröid, wie ich a mim Hanseli . . . Und iezze sind die Blueme verdoret, und luegid do, das Huus ist zämegfalle, und mi Hanseli ist tod.“

Do nimmt de Pfarer de Rotscherr bi der Hand und seid: „So, die Blume sind verdoret, und das Huus, wo de Hanseli do hed welle für Ech boue, ist zämegfalle; aber luegid obfi, det obe blüjig Stärneblueme, wo nie verdorid, und dete isch es prächtigs Huus, wo nie zämefallt. Und euse Herrget hed Eue Hanseli zu-n em gnoh i das prächtig Huus, as er für Ech hättet, as Er au einist det use chömid, und det chönned Er de bin enand sy für eister.“

De Rotscherr hed eso glost, hed lang nüüd gseid, und ändtli macht er: „De hend rächt, Herr Pfarer, tüem mer verzieh. Was de Herrget will, ist guet, und i will niemeh degäge murre.“

Passionsalbe.

O Haupt voll Blut und Wunden,
voll Schmerz und voller Hohn,
o Haupt, zu Spott gebunden
mit einer Dornenkron',
o Haupt, sonst schön gezieret
mit höchster Ehr' und Zier,
jezt aber hoch schimpfieret,
gegrüßet seist du mir!

Du edles Angesichte,
davor sonst schrickt und scheut
das große Weltgewichte,
wie bist du so bespeit,

P. Gerhardt.

wie bist du so erbleichet,
wer hat dein Augenlicht,
dem sonst kein Licht nicht gleichet,
so schändlich zugericht'?

Erscheine mir zum Schilde,
zum Trost in meinem Tod
und laß mich sehn dein Bilde
in deiner Kreuzesnot!
Da will ich nach dir blicken,
da will ich glaubensvoll
dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Das Bild.

G. Morel.

Ein Bild ist mir ins Herz gegraben,
ein Bild so schön, so wundermild,
ein Sinnbild aller guten Gaben,
es ist der Gottesmutter Bild.
In guten wie in bösen Tagen,
will ich dies Bild im Herzen tragen.

Ein stiller Garten.

Fr. W. Weber

Es gibt einen schönen Garten
allgrün zu jeder Zeit,
drin blühn die Blumen, die zarten,
ob draußen es stürmt und schneit.
Er liegt im Herzen verborgen,
und pflegst du mit Sorgfalt sein,
strahlt hell an jedem Morgen
Gottes warme Sonne hinein.

